

# Sonntagsblatt

## der Rheinischen Volkszeitung

Schriftleiter: J. B. J. Etienne-Wiesbaden / Druck und Verlag von Hermann Nauch, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 5

Wiesbaden, den 4. Mai 1919

37. Jahrgang

### Kirchl. Wochenkalender

Sonntag, 4. Mai:	Monika
Montag, 5. Mai:	Pius V.
Dienstag, 6. Mai:	Johann vom Paternoster
Mittwoch, 7. Mai:	Stanislaus
Donnerstag, 8. Mai:	Michaels Erscheinung
Freitag, 9. Mai:	Gregor von Nazianz
Samstag, 10. Mai:	Antonius

Zweiter Sonntag nach Ostern. Ev. des hl. Joh. 10, 11—16.

In jener Zeit sprach Jesus zu den Pharisäern: Ich bin der gute Hirt. Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe. Der Mietling aber, der kein Hirt ist und dem die Schafe nicht zugehören, sieht den Wolf kommen, verläßt die Schafe und flieht; und der Wolf raut und zerstreut die Schafe. Der Mietling flieht, eben weil er Mietling ist

und ihm an den Schafen nichts liegt. Ich bin der gute Hirt und kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich, wie mich der Vater kennt und ich den Vater kenne; und ich gebe mein Leben für meine Schafe. Und ich habe noch andere Schafe, welche nicht aus diesem Schafstalle sind; auch diese muß ich herbeiführen, und sie werden meine Stimme hören; und es wird ein Schafstall und ein Hirt werden.

## Maria, Maienkönigin

Mitten in die Osterzeit fällt der Mai-monat, das ist der Monat, der in der Liturgie zwar nicht besamt ist, aber als Volksandacht um so mehr in den Herzen der Gläubigen einen Platz erobert hat. Es ist unnötig, darüber nachzuforschen, wie der Mai zu seiner liebenswürdigen Bedeutung gekommen ist, oder woher die Marienverehrung im Mai ihren Anfang genommen hat, ob von Deutschland oder Frankreich oder sonstwoher. Es genügt zu wissen, daß gegenwärtig in der ganzen katholischen Welt der Mai als Marienmonat gilt und daß von der Kirche diese Verehrung gern gesehen und gefordert wird.

1. Wir können uns Maria nicht vorstellen ohne ihr Kind. Alle Ehre und Auszeichnung, die der Gottesmutter erwiesen wird, ist zurückzuführen auf ihre bevorzugte Stellung im Leben ihres Sohnes. Aus sich ist Maria nichts, alles ist sie durch Jesus, ihren Sohn. Warum hat sie mit den ihr so reichlich verliehenen Gnaden treu mitgewirkt und sich dadurch persönliche Verdienste erworben. Aber diese Gnaden wurden ihr verliehen in Hinsicht auf ihre bevorzugte Stellung bei der Erlösung.

In der ganzen Fastenzeit wuchs das Bild Jesu, des „Mannes der Schmerzen“, nicht von unserer Seele. Der ganze Gottesdienst in der Kirche zielt darauf hin, uns Jesus als unseren Erlöser, als unseren Retter aus übergrößer Schuld und zugleich in seiner übergrößen Liebe zu allen Menschen darzustellen. Der Gottesdienst in der Karwoche erreichte seinen Höhepunkt in der ergreifenden Liturgie am Karfreitag. Am Karfreitag und Ostersonntag haben wir Jesus als den Sieger über alle seine Feinde. Er hat das Werk der Erlösung vollbracht, und in Majestät thront er wieder in der Herrlichkeit des Himmels. Nunmehr senkt die Kirche die Aufmerksamkeit der Gläubigen auf die Freunde und Angehörigen Jesu, die an seinem Leben, an den Werken der Erlösung so großen Anteil haben, um auch sie in unser Interesse zu ziehen und unsern Sinn für sie einzunehmen. Vor allem ist es die Mutter Jesu, Maria, die allerseligste Jungfrau, deren Macht und Einfluß so weit reicht und auf die hinzuweisen, die Kirche sich verpflichtet hält. Maria soll das, was Jesus in den Ostertagen grundlegend gelegt hat, zu erhalten und zu vermehrten trachten. Der Mai soll ein Monat der Dankbarkeit für die erhaltene Ostergnade und der Festigung im Guten sein. Maria zeigt sich im Maienmonat als die liebenswürdige Mutter und Natur Mutter, die im Namen ihres Kindes zu erhalten

wäre keine rechte Mutter und man würde sie für grausam halten, wenn sie ihr Kind, besonders dann, wenn es unglücklich geworden ist, wenn auch aus eigner Schuld, verschmähte, sich nicht seiner annähme. Unsere gütige Mutter Maria liegt aber nichts mehr am Herzen, als ihre Kinder in der Gnade festgestellt zu sehen. Ihre Kinder sind mit der Ostergnade geschmückt. Manche von ihnen haben es sich zu viel kosten lassen, um zu diesem Schmucke zu gelangen. Sie haben oft große

nach Osterum um Erhaltung der Ostergnade. Wird das umsonst sein? Wird Maria nicht ihren Sohn bestimmen, den Bitten ihrer treuen Kinder zu willfahren? Und jene Ungläubigen, die dem Herzen Jesu ganz besonders nahe stehen, und die auch das Herz seiner Mutter in besonderer Weise angehen, die armen Sünder, die Unbußfertigen, werden sie sich dem Einfluß einer so treu besorgten für sie liegenden Mutter entziehen können? Werden sie nicht, von der Gnade überwältigt, reumüsig zu den Füßen Jesu niederfallen und Verzeihung erlangen? Maria ist die „Fürbittende Allmacht“, wie sie von der Kirche genannt wird, eine Macht, die sie nicht aus sich besitzt, sondern die ihr gemäß den Entschließungen der göttlichen Vorsehung eingeräumt worden ist.

Es ist Tatsache, daß viele Befehlungen erst dann zustande kamen, als Maria, die Zuflucht der Sünder, mit in das Befreiungs Werk einbezogen wurde, als man ihre Hilfe und Mitwirkung in Anspruch nahm. Gleichermaßen als ob Jesus, der Erlöser, alle Ehre auf seine Mutter ablenken wollte.

So ist also Maria, man möchte sagen, die Vollendung des Erlösungswerkes ihres Sohnes am Karfreitag, die Fortsetzung seiner Heilstatigkeit durch alle Zeiten. Das, was Jesus unter dem Kreuz zu Johannes sagte: Siehe, deine Mutter, wird zur Tatsache, indem Jesus die Gläubigen an seine Mutter weist, wenn sie Gnaden und Hilfe von ihm erwarten.

2. Maria ist unsere Königin. Eine Königin vornehmste Sorge ist es, zusammen mit ihrem königlichen Herrn den Völkern den Frieden zu erhalten. Zur Zeit, als die Völker Europas noch in blutigem Ringen mit einander lagen, hat der Statthalter Christi auf Erden, der heilige Vater in Rom, der Himmelmutter Maria einen neuen Kranz um ihr Haupt gewunden und ihr den Titel verliehen „Königin des Friedens.“ Der Friede ist nunmehr ins Land gezogen. Die Väter des Friedens sind den Völkern aber noch nicht zu Teil geworden, die Nachwirkungen des furchtbaren Krieges verhindern vorerst noch recht stark den Genuss des Friedens. Aber ein Friedensgut kann uns auch jetzt schon zu Teil werden, das ist der Friede und das Glück des Herzens, das da besteht in einem Herzen ohne Angst und Trug, das sich mit Gott eins weilt in Glaube und Liebe, in Hingabe und Opfer. Schauen wir auf Maria, so fällt uns sofort auf, wie bereitwillig sie von Anfang an die Wünsche des Himmels angenommen hat, in sicherer Hand.

Maria, Morgenstern,  
hell und rein,  
hübsch und fein  
über allen Sonnenschein!  
Ach, wir wandeln in der Nacht  
ohne Licht und ohne Wacht.  
Läßt uns nit,  
hör die Bitt,  
lass uns nicht aus deiner Acht!  
Sieh, wie die Wellen  
aufsteigen von dem Grund,  
die Höll schon allbereit  
außperret ihren Schlund,  
der Tod vor Augen steht  
all Augenblick und Stund.—  
Hilf, Maria, hilf behend,  
alles Unglück von uns wend,  
steh uns bei  
allzeit treu  
bis an unser letztes End!

Opfer gebracht, um die Sünde aus ihrer Seele zu schaffen, um alles hinweg zu räumen, was dem Seelenschmude gefährlich werden könnte. Mit großem Wohlgefallen hat Maria diesen inneren Kampf verfolgt und es freudig begrüßt, als dem Kinde das Werk gelungen war. Über auch weiterhin läuft sie ihr Kind nicht aus dem Auge. Ihr ganzes Sinnen und Trachten ist auf das Kind, auf das Kind zu erhalten.

menschliche Natur gegen die Forderungen des Himmels erhob. Eine Magd fragt nicht, warum muß ich gerade das arbeiten, warum muß ich jenes unterlassen. Es genügt ihr, daß der Herr, der doch einen größeren Einblick in die Weisheitslage hat, die Arbeit anordnet. Bei der Lebernahme der Gottesmutterkraft kommt ihr auch nicht das leiseste Bedenken, nicht der geringste Einwand. Sie weiß, Gott wünscht es von mir, er wird mir auch das Welingen geben.

Gerade so laßt uns denken und handeln, wenn Gott auch von uns Dinge willnscht, die uns schwer ankommen, die aber nicht über unsere Kräfte gehen. Gott kennt uns doch, er weiß, wie weit er zu gehen hat. Selbst wenn wir scheinbar unterliegen, wenn die Heimsuchung unsere Weltliche Existenz vernichtet und wir körperlich zu grunde gehen; geistig, seelisch stehen wir doch als Sieger da, wenigstens vor unserm Herrgott, wenn wir wie Maria gedacht haben: Siehe, ich bin dein Diener, o Herr, alles geschehe so, wie du es anordnest. Die Abrechnung über die Geheimnisse dieser Welt erfolgt ja nicht hier, sondern im Jenseits. Diese Abrechnung ist die gerechteste, die man sich denken kann, sie ist zugleich endgültig und kann uns niemals mehr von irgend einer Seite streitig gemacht werden.

Bedenke also, o gütige Jungfrau Maria, der Not deines Volkes, das vor dir fleht und leidet, und schenke uns von deinem göttlichen Sohne die wahren Güter des Friedens. Schenke uns ein Herz, das die Sünden holt und fleht, das Recht und Unrecht zu unterscheiden weiß, ein Herz, das glüht von Eifer für die Ehre deines Sohnes. Reiche uns deine Hand in dem Sturme, der über die Welt dahinausläuft. Läßt uns nicht verirren, sondern führe uns in den sicheren Hafen. Amen. Bye.

## • Zur Lehr und Wehr •

### Kämpfe

Unter diesem Titel hat die Schriftstellerin M. Scharlau (Magda Alberti) bei Herder, Freiburg jüngst die Geschichte ihrer Heimkehr zur katholischen Kirche veröffentlicht. Unsere Leser erinnern sich vielleicht des vor etwa 10 Jahren in der Kölnischen Volkszeitung erschienenen Romans „Geja Blitt.“ Es war die Geschichte einer protestantischen Pfarrerstfrau, die große Vorliebe für katholische Dinge und Sitten zeigte, aber keine weitere Gelegenheit fand, mit katholischem Leben und Wirken bekannt zu werden. Sie starb frühzeitig, vererbte aber ihre katholischen Neigungen auf ein Brüderkind, das sie ausgezogen hatte. Dieses Kind fand später tatsächlich den Anschluß an die katholische Kirche. In diesem Roman, der damals großes Aufsehen erregte, hat M. Scharlau einen Teil ihres Lebens gezeichnet. Mit treuerherziger Offenheit und lebensvoller Frische zeigte sie uns in ihrem neuen Buche, wie sie die Gnade Gottes endlich in die Kirche führte, trotz übergrößer Schwierigkeiten, die sich gerade ihr, als der Frau eines protestantischen Geistlichen, in den Weg legten. In Norddeutschland in völlig protestantischer Umgebung aufgewachsen, hatte sie begreiflicherweise von vornherein keine Sympathie für die katholische Religion. Hatte sie doch oft das Wort gehört: „Das ist so katholisch wahr“, im Sinne von: das ist zum verrückt werden. Der Pastor, der ihr Konfirmandenunterricht gab, war freigeistig gestimmt und konnte ihr Glaubensleben nicht stärken. In Wiel wurde sie auf ihre dringende Bitte von einer katholischen Dame in die heilige Messe mitgenommen. Darüber schreibt sie: Dieser erste katholische Gottesdienst, dem ich in der kleinen Kapelle am Sophienplatz bewohnte, machte einen unauslöschlichen Eindruck auf mich. Unzweckbar alles mich anmutete.

wirkte Verwandlung des Priesters, die Weihrauchwolken, deren Duft mir betäubend entgegenschlug, und wie das kleine Gotteshaus bis auf den letzten Platz füllende Menge der Andächtigen — das alles hatte etwas so eigenartig Stimmungsvoll Poetisches und zugleich wieder erhabend Erbauliches, daß ich mich tief ergriffen fühlte. Unwillkürlich zog es mich an Frau Holsteins Seite (die Dame, die sie in die Kapelle mitgenommen hatte) auf die Kante; meine Seele versank in einem, ich möchte sagen, traumhaften Zustand, und rasch hatte ich das Fremdsein in diesem Gotteshaus überwunden. Aufmerksam folgte ich der Predigt; von der Messe verstand ich natürlich kein Wort und doch folgte ich mit seltsamer Spannung der heiligen Handlung. Ein sehnliches Verlangen ergriff mich bei der hl. Handlung. Ohne daß ich wußte, was das Glöcklein bedeute, sagte ich mir, daß es den Höhepunkt des Gottesdienstes bezeichnete. Feierliche Stille ringsum. Alles kniete und betete. Auch ich betete seit langer Zeit zum ersten Male und ich hatte die Empfindung, als ob der liebe Gott selber zu mir spräche.“

Ein katholischer Geistlicher, den sie kennen lernte, stärkte ihren Gottes- und Christusglauben, so daß sie vor den Gefahren des Feuergeistes innerhalb der protestantischen Kirche bewahrt blieb. Die nüchterne Klarheit dieses Geistlichen, seine ruhige, sachliche Art machten diesen Eindruck auf sie.

Trotz ihrer Neigung zur katholischen Kirche heiratete sie einen protestantischen Pastor. Als Pfarrersfrau gab sie sich redlich Mühe, fromm zu leben und ein gutes Beispiel zu geben. Vor allem nahm sie sich verlassener und verwahrloster Kinder an, genau so, wie sie es in dem „Geja Blitt“ geschildert hat. Ihr Mann brachte ihr das „Vater unser“ von Alban Stolz zum Lesen, ebenso las sie Möhlers Symbolik, das sie in die Geheimnisse des katholischen Glaubens einführte. Gegen manche katholische Sitten hatte sie noch starke Bedenken, wie die Marien- und Heiligenverehrung, während ihr anderes Lehren recht trostreich und ansprechend vorkamen. Als sie der Ankunft ihres Kindes entgegengah, las sie „Die christliche Mutter“ von Weihbischof Cramer, und schon damals war ihr Wunsch, das Kind, das sie unterm Herzen trug, möge katholischer Priester werden. Man bedenke: Eine evangelische Pastorsfrau wünscht, ihr Kind möge katholischer Priester werden! Es stieß sie ab, daß man in protestantischen Kreisen die katholische Lehre verzerrte, während sie auf dem Aachener Katholikentag, dem sie beitrat, nichts von Gewissigkeit gegen die Protestanten bemerkten konnte. Die „Nachfolge Christi“ und die „Philothaea“ wurden ihre Lieblingsbücher. Schön spricht sie über die heilige Messe und das allerheiligste Alltarokrament. „Es geschah ganz von selbst, daß ich mich immer tiefer in den Gedanken-gang des heiligen Meisters hineinzuversetzen suchte und daß, nachdem ich seinen ganzen hohen Inhalt erkannt und mir zu eigen gemacht hatte, ich mir keinen vollkommenen Gottesdienst denken konnte als die heilige Messe.“

Nach jahrelangen Überlegungen und Vorbereitungen galt es endlich den entscheidenden Schritt zu tun, von dem sie immer noch die Rücksicht auf ihren Gatten, dem sie in innerer Liebe zugewandt war, zurückgehalten hatte. Endlich gelang es ihr, seine Zustimmung zu erlangen: „So wie, was du nicht lassen kannst. Ich will dir nicht hinderlich sein. Ich habe lange genug mich bemüht, dich vor dem zu bewahren, was in meinen Augen ein Irrweg ist.“ Es war kein Irrweg, den sie betrat. Domkapitular Löbmeier in Osnabrück wurde ihr geistlicher Führer und nahm sie in die Kirche auf. Auch ihr Sohn ist seiner Mutter gefolgt. Er bereitet sich zur Zeit auf den Empfang der Priesterweihe vor.

M. Scharlau schließt ihre „Erinnerungen und Geheimnisse“ mit dem ergreifenden beklagen Worte: „Ich ...“

## Der ehrwürdige Bartholomäus Holzhauser, Pfarrer, Begründer eines Instituts für Weltpriester (10. Mai).

Er steht unserer nassauischen Heimat ziemlich nahe. Denn er ist als Pfarrer von Bingen gestorben und hat von da aus nach wohl den Rheingau kennen gelernt. Sein Geburtsland waren aber nicht die Rheinländer, sondern die Diözese Augsburg in Schwaben. Eine tiefe Frömmigkeit und eine Innenschlecht zeigte bereits bei Knaben aus. Wie er selber später berichtete, erfreute er sich in seiner Jugend des Umganges Jesu und seiner heiligen Mutter, die ihm in sichtbarer Gestalt erschienen war. Er wollte studieren und Priester werden, stand aber an der Armut seiner Eltern ein großes Hindernis. Nach langen Bitten erlaubte ihm der Vater, nach Augsburg zu gehen, wo er in einer Armenschule Aufnahme fand. Er wurde aber franz und dann nach Hause geschickt. Nun sollte er das Schneiderhandwerk lernen. Doch zog es ihn bald wieder fort. In Neuburg an der Donau wurde er als Singschüler im ein Stift aufgenommen. Als aber seine Unkenntnis in der Musik offenbar wurde, sollte er wieder fortgeschickt werden. Aus Barmherzigkeit durfte er aber bleiben und arbeitete sich dann durch unermüdlichen Fleiß zum ersten empor. In Ingolstadt besuchte er die Universität. Er war aber auch da darauf angewiesen, bei wohlthätigen Bürgern Kosten zu nehmen. Als die Jesuiten sich seiner annahmen und ihm die Kosten gaben, erbettelte er weiter für arme Studenten Kosten, wie denn die Hilfsbereite Liebe zum Nächsten ein Charakterzug seines Lebens ist. Ein reicher Student schenkte ihm einst hundert Gulden. Doch ba Bartholomäus von einem armen Bürger, der in Not war, schenkte er diesem die ganze Summe. Der in Bayern während dreißigjähriger Krieg brachte viel Not und Elend nach Ingolstadt. Holzhauser nahm sich nach Kräften der Vertriebenen an. Obwohl er die Zeit außerhalb der Vorlesungen nur beim Gebete und den Werken der Nächstenliebe widmete, machte er doch schöne Fortschritte in der Wissenschaft und wurde Doktor der Philosophie und Lizentiat der Theologie.

Im Jahre 1639 wurde er in Eichstätt zum Priester geweiht. Seine erste Anstellung fand er in Eichstätt und Ingolstadt. Schon gleich im ersten Jahre seines Priestertums begab er sich an die Ausführung seines schon lange gelegten Plans, dessen wegen er in der Kirchengeschichte bekannt geworden ist: für die Weltgeistlichen das gemeinsame Leben einzuführen. Er meinte damit, die Weltgeistlichen einer großen Stadt etwa, oder auch in vollreicher Region auf dem Lande sollten zusammenwohnen und von dort aus die Seelorge versehren. einmal, weil dadurch das Leben der Priester billiger und von manchen Unbequemlichkeiten und Mißhelligkeiten befreit ist, dann aber hauptsächlich deswegen, weil bei dem gemeinsamen Leben eine Art Mönchlicher Geist und Mönchliches Leben beibehalten werden können, wodurch das priesterliche Leben der Weltgeistlichen und die Seelorge nur gewinnen könne. In Ingolstadt fanden sich drei Pfarrer bereit, dieses gemeinsame Leben mit ihm zu führen. Die Sache zerstieg sich aber wieder, und Holzhauser ging nach Salzburg, wo er beim Bischof freundliche Aufnahme und Verständnis für sein Institut fand. Der Bischof übertrug ihm ein Kanonikat in Titmoning bei Salzburg. Hier gründete Holzhauser im Jahre 1640 das erste Haus seiner Einrichtung. Zwei Jahre später wurde er nach St. Johann in Tirol als Pfarrer und Dekan berufen. Hier richtete er sofort das Pfarrhaus nach seinem Plan ein. Nach und nach wurde auch in anderen Diözesen sein Institut eingeführt, so in Chur, Augsburg, Eichstätt, Regensburg, Osnabrück, Mainz.

Als sein bischöflicher Sohn in Salzburg starb, erlitt das Werk große Beeinträchtigung. Viele traten aus seinen Däusern aus. Daßt traten aber wieder andere tüchtige Priester ein. Wenn ihr mich heute allesamt verleiht, er zu seinen Mitbrüdern, „so

ungen." Nach der Poppe erfuhr von seinem Tod, aber erst lange nach seinem Tode, im Jahre 1680, erfolgte die kirchliche Bestätigung des Unternehmens.

Im Jahre 1653 kam der Kurfürst von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, auf einer Reise nach Salzburg und lernte hier Holzhauser und sein Werk kennen. Es gelang ihm, Holzhauser zu veranlassen, mit ihm nach Mainz zu gehen. Der Erzbischof überzeugte ihn die Marke Bingen am Rhein. „O, wie plötzlich bin ich doch!“, rief der Kurfürst voll Dank gegen Gott aus, „dass mir der Herr diesen Mann und seine Venosen gesendet hat. Diese Priester helfen mir zu jener Zuversicht, dass ich getrost vor Gott erscheinen kann.“

Unermüdlich arbeitete Holzhauser in der Seelsorge und in der Ausbreitung seines Lebenswerkes. Allein mitten in seiner apostolischen Tätigkeit, nach nur dreijährigem Wirken in Bingen, starb er am 20. Mai 1658. Er hatte ein Alter von nur 45 Jahren erreicht. In der Pfarrkirche zu Bingen wurde er beigesetzt.

Holzhausers Werk, die Vereinigung von Weltpriestern, breite sich in der Folge besonders in der Diözese Mainz aus, dann auch in Polen, Ungarn und Spanien. In Schwaben und Bayern leiteten noch im 18. Jahrhundert Bartholomiten — wie die Priester auch genannt wurden, die nach der Regel Holzhausers lebten — Priesterseminarien. Gegen Ende desselben Jahrhunderts verschwindet indessen die Einrichtung in der Kirchengeschichte. Später hat man versucht, sie wieder einzuführen, die Versuche sind aber ohne Erfolg geblieben. Über das Werk Holzhausers, das fromme, heiligmäßige, echt priesterliche Leben des Stifters, und das, was er und seine Priester in der Seelsorge geleistet haben, soll unverhesssen bleiben.

Nicht nutzlos werden, wenn Mühersorge eintreten, immer trübe von vorne anfangen, nun, als ob alles von Gott abhänge, sich nur als das Werkzeug Gottes betrachten, nicht seine Ehre, sondern Gottes Ehre suchen: das ist das Geheimnis des Erfolges.

### 400

## Das bequeme Gelübde

Am Wege von Büchel nach Rothen stand vor langen Jahren das Hahnenkreuz. Eine arme, kinderreiche Witwe namens Hahn hatte es ihrem Gatten zu Ehren, der hier verunglückt war, errichten lassen. Manches Jahrzehnt stand es da und wurde von den Wanderern stromm gegrüßt. Als es aber schließlich morsch und wackelig wurde, ließ eine Frau aus Büchel es wegbringen. Sie hatte im letzten Winter, als sie das Kreuz in allen Knochen spürte, dem Heben Gott versprochen, das gebrechliche alte Kreuz durch ein weit schöneres zu ersetzen. Einstweilen speiste sie den Ofen mit dem Holz, und ihre betagten Kinder fühlten sich bei der behaglichen Wärme recht wohl.

Es vergingen viele Jahre; ein neues Kreuz wurde immer noch nicht errichtet. Erst als der Tod bei der Frau mit Sicht und Husten anwohnte, da erinnerte sie sich wieder ihres Gelübdes. Als sie nun über die Ausführung nachsann, sah sie vor dem Hause ihres Nachbarn ein Eichenstämmchen liegen, das sich für ein Kreuz nicht schlecht zu eignen schien. Sie bat den guten Nachbarn, es ihr zu überlassen. „Es ist für einen guten Zweck“, sagte sie und belam es umsonst. — Der Frau gegenüber wohnte ein Schreiner. Bei ihm ließ sie das Kreuz anfertigen. Nach ein paar Tagen brachte es der geschmeidige Meister und verlangte zwei Taler. „Kannst du es nicht unentgeltlich machen?“ fragte die Frau. „Es ist für einen guten Zweck.“ „Gewiss, gewiss“, sagte der Schreiner, war einverstanden und schlug die zwei Taler auf die Biertheke, die er für den Wirt Bapfmann in Arbeit hatte. — Der Frau zur Linken wohnte ein Münzreicher. Bei ihm ließ sie das Kreuz streichen, und auch er erhielt nichts für die Arbeit. „Dein-

sagte die Schreiterin, „es ist für einen guten Zweck, und überhaupt braucht es ja gar nicht gestrichen zu sein. In zwei Jahren ist die Farbe doch fort.“ — Das fertige Kreuz warf die Frau einem gutmütigen Bauermann, der gerade vorbeifuhr, auf den Wagen und ließ es durch ihn am Wege aufstellen. — So hatte die Frau ein schönes Gelübde gemacht, aber erfüllt hatten es andere Leute.

Im nächsten Monat März nahm unser Herrgott die Kreuzschreiterin zu sich, denn er hatte einiges mit ihr abzumachen. Als sie nun im Henseits zum Gerichte schritt, da sah sie den Ewigen mit ihrem Kreuz in Händen auf sie warten. Vor Freude stöhnte sie bei diesem Anblick über. Wie war ihr Kreuz, wie war sie selbst geehrt! Doch ach! Kaum kniete sie vor dem Allerhöchsten, da drückte er das schwere Kreuz auf ihre zitternden Schultern. „Nun sieh“, sprach der Richter streng, „zur Hahnenkreuzfur! Dort trage deine Last bei Winterfrost und Sommerglut. Von deinen Schultern soll sie nicht sinken, bis mir wieder jemand ein Kreuz dort errichtet, felsflos, opferfroh, wie das erste ausgepflanzt worden war. Von deinem Kreuz will ich nichts wissen!“

So sprach der Herr, und noch heute trägt die Frau auf der Hahnenkreuzfur ihre drückende Last. Wenn der nasskalte Wintersturm durch die Tannen braust, dann hört der einsame Wanderer deutlich das Klagen und Stöhnen der Unglücklichen. Er beschleunigt scheu seine Schritte und atmet erleichtert auf, wenn das Zammern sein Ohr nicht mehr erreicht.

(V. M. Steinmeier im „D. Heuer.“)

Nachsay. Wie viele mögen sich nach dem Krieg ihre Gelübde ebenso bequem machen!

### 401

## Im Gebetbuchladen

Schau, da steht einer im Buchladen und sucht sich ein Gebetbuch aus. Eine ganze Reihe Gebetbücher hat er vor sich liegen, eins glänzender wie das andere, mit Einband von Kalbs- und Rindsleder, von Luchten und Schildpatt, von Elsenbein und Belluloid, mit Rotchnitt und Goldschmitt.

O wie schwer ist die Wahl! Recht klein und fein muß es sein, niedlich, sierlich und manierlich, mir ja kein Großmutterandachtsbuch.

Ob er wohl das richtige finden wird, woraus eine liebe Seele Trost schöpft in schwerer Stunde? Ich glaub's nicht. Er denkt ja an nichts als an die Schale. Und der Kern ist doch allein süß und gesund. Was nützt dir denn die schöne Schale, wenn die Nuss taub, verschrumpft und verkümmert ist?

Nein, auf den feinen Einband kommt nicht an. Woran kommt es denn an? Sieh, da mußt du wohl bedenken, wozu dir ein Gebetbuch nützlich ist, wie du es gebrauchen sollst.

Das ist leicht zu begreifen, wenn du nur recht auffassest, was denn beten heißt.

Beten das will sagen: mit Gott still vertraut reden, die ganze Seele zu ihm emporheben in ehrfurchtvoller Andacht und ihm sagen, deinem guten Vater im Himmel und Jesus, dem lieben Heiland, wie es dir ums Herz ist, ihm loben und preisen und anbeten oder ihm herzinnig danken für soviel ungäbar Gutes, das er uns getan hat, oder ihm abbitzen die lange Litanei deiner Fehler und Sünden, aber ihm dringend sagen, ich hilf mir doch in dieser Not!

So, das heißt beten. Sag einmal, braucht es denn dazu eigentlich ein Buch? Ich meine nein. Hast du schon ein Kind gesehen, das gut sprechen konnte und das mit seinem Vater nicht zu reden verstand? Oder ein Bettelmännchen, der nicht seine Sache einbringend vorbringen konnte? Nun also. So ein Kind und ein Bettler ist jeder von uns vor Gott. Was brauchst du da ein Buch?

Wer ja, ich meine, ich höre dich leise seufzen: So wie du's gehisst bist, möcht ich auch gern reden mit dem guten, großen Gott. Aber oft bin ich vor ihm, als wüsste ich zu sagen, so wie ein Lahmer, der gerne

gehen möchte, aber gar keinen Schritt voran kommt.

Da hast du das richtige Wort gefunden. Wie ein Lahmer, der gerne gehen möchte, so sind wir oft vor Gott. Ein Lahmer hat eine Krücke nötig. Und eine Krücke fürs Gebet, das ist dein Gebetbuch.

Wenn es dich hinzicht zum Gebet, wenn Gottes Hauch durch deine Seele weht und die Brunnen strömen rinnen wie im Frühjahr die Quellen, dann las dein Buch zu und bet aus eignem Herzen.

Und wenn da keine hohen, großen Worte aus deinem Herzen kommen, was schadest? Einfach und schlicht redet man mit dem Vater.

Aber wenn das nicht geht, wenn du kalt und trocken bist, dann — in Gottes Namen — nimmt die Krücke dein Gebetbuch. Betze daraus, aber langsam, andächtig, mit stillem Sinn und Selbstmitdenken, bete im Herzen nach, was dein Buch vorbetet. Es eilt nicht, es kommt nicht auf die Masse der Worte an, sondern ob deine Seele ihren Gott sucht und mit ihm redet.

Also eine Krücke ist dein Buch. — Aber es ist noch mehr!

So ein Gebetbuch, wenn's das rechte ist, kann ein kostbares Instrument sein, sagen wir eine Geige, dem ein rechter Künstler wunderbare Töne entlockt. Ein solcher Künstler kannst du werden, wenn du aus einem Buch, das ein frommes, heiliges Gemüt geschrieben hat, die Gedanken nimmst und sie gleichsam in deine eigene Seele legst, langsam, nachdenklich — es eilt ja nicht — und wenn du damit abwartest, was deine Seele dazu sagt. So bete einmal die Litanei vom süßen Namen Jesu beschaulich und voll Andacht, Lobpreis um Lobpreis, und du wirst sehen und fühlen, wie ein solches Beten unter Gottes Beistand deine Seele warm und hell und rein macht und wie es dich ergreift, gerade wie wenn du singst: „Deinem Heiland, deinem Lehrer“, oder wenn du zu Weihnachten ein altes liebes Lied hörst oder mitsingst.

Brauch ich dir nun noch zu sagen, welche Eigenschaften ein gutes Gebetbuch haben muß, damit es dir eine gute Krücke ist und eine echte Künstlergeige, aus der dein andächtiger Sinn echte Herzenstöne hervorlockt? Das fühlst du mir selber schon: in deinem Gebetbuch muß echte Frömmigkeit sein, echte, markige, männliche Frömmigkeit. Auch von deinem Lieblingsheiligen darf es etwas enthalten, von Saint Joseph oder Saint Antonius, oder von dem lieben heiligen Elisabeth. Aber die sind nicht die Sonne selbst. Sie sind nur wie der gute Mond, der von der Sonne sein Licht erhält. Dein Gebetbuch ist nicht das rechte, wenn es dich nicht vor allem hinführt zu Gott, zu deinem Heiland im Sakrament, und wenn es dir nicht eine echte Liebe ins Herz gibt zur reinsten Gottesmutter. Keine Frömmigkeit muß dein Buch enthalten, nicht süßlich-schwärmerisches, was dich vielleicht für einen Augenblick röhrt, was dich aber nicht entschlossener macht und stärker zu mutiger Tat für Gott und deine Seele. Frischer, witziger Morgenwind muß dir da entgegenwehen, je wie du ihn empfindest, wenn du dich vertieft ins Buch der Bücher, in die Heilige Schrift, mit seinen uralten Gebeten, oder in die Nachfolge Christi des seligen Thomas von Kempis.

Aber nun hör auf! Nun weiß ich ja alles. Jetzt las mich selbst suchen, was für mich paßt. — Nun ja, dann lach! Wähle dir eins aus und bete recht fleißig darin, aber vergiß nicht, daß ein Gebet, das Gott siebt, nicht aus dem Buche kommt, sondern aus dem Herzen.

### 402

## Erwägungen und Unregungen

Man muß die kurze Zeitl. dieses Lebens nach dem Geseze des ewigen Lebens zubringen. (Thoreau.)

Ich halte dafür, man könne nicht glücklicher leben, als indem man besser zu verbrechert.

## Emma und Delphine

4)

Erzählung von Leo Tepe van Heemstede. (Nachdruck verboten.)

Delphine verbeugte sich wieder mit vieler Grazie, und indem sie ein paar freundliche Worte hörte, überflog ein schelmisches Lächeln ihre Blige. Alfred nahm ihre sieben Sachen in Empfang und erfreute sich seiner neuen Bekanntschaft. Unter all' den kleinen Gegenständen, die er auf die Bank neben ihr legte, war auch ein Buch, mit dessen Lectüre sie gerade beschäftigt sein möchte; er hatte den Titel rasch aufgefunden, es war ein englisches Werk über die „Frauenemanzipation.“

„Ich werde wohl nicht viel zum Lesen kommen“, sagte sie mit einem sehr verbindlichen Lächeln; „wie Papa sagt, werden wir uns viel über unsere Reisen unterhalten können. Es ist immer eine angenehme Überraschung, in diesem halbwilden Lande einem gebildeten Menschen zu begegnen.“

„Gefällt Ihnen der Aufenthalt auf Java nicht?“

„Nein, ich möchte, daß dieses Schiff mich geradewegs nach Europa brächte; man wird immer daran erinnert, daß man sich hier auf einer Insel befindet und daß man so weit entfernt ist von der Welt, auf der die wichtigsten Ereignisse der menschlichen Geschichte abgespielt werden. Man fühlt sich hier noch mehr als in Europa von den strengen Gesetzen gefesselt, die das Handeln und Streben der Frauen einengen.“

„Sie spricht wie ein Buch!“ dachte Alfred, nach einer passenden Antwort suchend, aber noch ehe er eine gefunden, fuhr sie ernsthaft fort:

„Das Leben ist hier so kurz und unbedeutend, der Tag vergeht in Eitelkeit und Leere, in alleiniger Sorge für die materiellen Dinge.“

„Sag' mal, Phine, du hast heute morgen noch nicht gefrühstückt“, unterbrach die Stimme ihres Vaters diese Mitteilung, „was meinst du zu einem Brötchen mit Schinken?“

„Danke bestens, Papa, du bist immer so freundlich besorgt. Du denkst auch, daß wir hauptsächlich auf der Welt sind, um für unseren Magen zu sorgen.“

„Das weißt du besser, mein Schatz! Wenn ich so dächte, dann hätte ich dich nicht nach Europa geschickt, sondern daran gewöhnt, Torten zu kneten und Strümpfe zu stopfen, wie Freund Erburg es mit seiner Tochter getan hat.“

„Davon verstehst du leider nichts, Herr Terleulen, Sie werden mich wohl sehr ungeschickt finden?“

„Im Gegenteil, mein Fräulein, es gibt so viele ausgezeichnete Haushälterinnen in der Welt, daß man sich freut, einmal eine Dame zu finden, die ganz andere Neigungen hat.“

Sie sah ihn dankbar an.

„O wie freut es mich, daß sie so darüber denken; alle anderen, mit denen ich hier auf dieser unseligen Insel zusammentraf, lachten mich aus oder machten mir Vorwürfe, wenn ich das Bekenntnis meiner Unwissenheit in solchen Dingen ablege. Aber ist es denn meine Schuld, daß ich . . .“ Sie erröte und schlug die Augen nieder.

„Es sind Eifersüchtige über Dummköpfe, die so zu dir sprechen“, tröstete sie der Vater mit Eifer, „sie mögen sagen, was sie wollen; ich fordere sie alle heraus, ihren Kindern eine bessere Erziehung zu schenken, als ich sie dir zu teile werden ließ. Aber du bist blaß heute morgen. Komm, einen Bierback mit einem Gläschen Madeira!“

„O, Papa, wenn du so wenig mit mir sympathisierst, bei wem soll ich dann meinen Trost suchen? Sprich mir heute morgen nicht von Essen; ich möchte so gerne träumen, daß ich nichts mehr zu genießen brauchte, um fortzuleben zu können.“

„Ah, das ist stark! Mein Großvater sagt immer: „Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen“, und das ist auch meine Ansicht. Ich werde mir lieber etwas zu Beute führen, Herr Terleulen wird dir wohl Gesellschaft leisten.“

„Der gute Papa!“ sagte Delphine mit einem leichten Seufzer, „er ist trotz darauf, daß er mir eine so gute Erziehung gegeben hat, aber er kann nicht einsehen, daß ich dadurch so ganz anders geworden bin, als die übrigen Mädchen. Sagen Sie mir, Herr Terleulen, welche Länder Europas haben Sie jüngst bereist?“

An diesem Punkte angelangt, konnne die Unterhaltung zwischen Alfred und Delphine nicht mehr so leicht ins Stocken geraten. So plauderten sie zusammen, bis sie das große Schiff erreichten, in Erinnerung früherer Tage sich verlierend und kaum bemerkend, daß der alte Herr alle Mädchen Delphinens mitgenommen hatte.

Auf dem anderen Schiffe wurde das Gespräch sofort wieder aufgenommen. Hoekfeld rauchte seine Zigarre neben ihnen und nötigte seine Tochter wiederholst, etwas zu genießen. Sie bedankte sich aber standhaft, und Alfred hielt sie so von ihr angezogen, daß er die Welt darüber vergaß. Endlich erhob sie sich und bat ihren Vater, sie zu ihrer Majestät zu begleiten.

„Du wirst doch nicht seelrank?“ fragte er.

### Der Umkehrende

Du sollst mich doch nicht fangen,  
duftschwüle Zaubermaul!  
Es steht mit goldinem Prangen  
die Stern auf stiller Wacht  
und machen überm Grunde,  
wo du verirret bist,  
getreu die alte Runde —  
Gelobt sei Jesus Christ!

Wie bald in allen Bäumen  
geht nun die Morgenlust,  
sie schütteln sich in Träumen,  
und durch den roten Duft  
eine fromme Lerche siegt,  
wenn alles still noch ist,  
den rechten Weg dir zeigt —  
Gelobt sei Jesus Christ!

Geben or. 1.

„Dann mußt du nicht nach unten gehen. Bleib lieber hier!“

Alfred brachte ihr Eau de Cologne. Sie erfrischte ihre Hände und ihre Schläfen und ließ ihren Kopf wie ermatet auf Hoekfelds Schulter ruhen.

„Papa“, sagte sie nach einer Weile, „willst du nicht so gut sein, mir aus dem violetten Täschchen meinen Byron zu holen. Ich glaube, daß etwas Lectüre mich am besten zerstreuen wird; dies Buch ist mir für den Augenblick zu schwere Kost.“

Der gute, alte Herr ging gehorsam nach unten und lehnte darauf mit dem gewünschten Buche zurück.

„Soll ich Ihnen etwas vorlesen?“ fragte Alfred.

„Sie sind sehr gütig!“ war die Antwort. So lasen sie und unterhielten sich über die schönen Stellen und bald schien Delphine das Gefühl der Seelrankheit, das sie überkommen hatte, vergessen zu haben. Sie verstand es, Alfred reden zu lassen. Sie selbst sagte nicht viel und sprach fast nie ihre Meinung aus, doch aus ihren Bildern und Gehabt konnte Alfred schließen, daß mehr Seele vorging, als sie zu äußern wagte.

Sie wollte ihm ohne Zweifel nicht von vornherein ihre ganze Seele erschließen; daß sie in seinen Augen noch vollkommener erscheinen. So verslog der Morgen und die Zeit zum Mittagessen war da.

„Du gehst doch mit zu Tische?“ fragte der besorgte Vater.

„O danke, Papa, ich kann nichts genießen. Eine Bitrone, ein Stückchen Ananas vielleicht, aber etwas anderes ist mir nicht möglich.“

„Komm, komm, es ist nichts besser gegen die Seelrankheit als ein ordentliches Bechsteak und ein Glas Porterbier.“

„Schon der Gedanke macht mich unwohl, Papa.“

„Nun dann, wie du willst. Kommen Sie, Herr Terleulen, wir denken anders darüber!“

Alfred wäre gerne auf dem Verdeck geblieben, um Delphine Gesellschaft zu leisten, aber er wagte es nicht vorzuschlagen. Am Tische waren seine Gedanken unaufhörlich bei ihr. Er suchte beim Dessert die saftigsten Früchte für sie aus, aber als er wieder oben anlief, fand er sie nicht mehr dort. Sie stahlte sich unbehaglich und wollte den Mitpassagieren den seltsamen Anblick einer kranken Muse nicht gönnen.

4.

Am Abend war das Meer besonders ruhig. Der Mond warf seinen Silberschein über die spiegelglatte Oberfläche, und über die Brüstung vorgebeugt war Alfred in tiefe Träume versunken. Er dachte an Delphine. Was würde Moritz wohl sagen, wenn er diese Lennen lernte? War sie nicht das Ideal der Frau, wie er sie sich vorstellte? Liebenswürdig, entwidelt, geistreich und doch so einfach. Sein Onkel selbst würde bekennen müssen, daß ein Mädchen wie Delphine weit über seiner häuslichen Emma stehe!

„Nicht wahr, es ist, als wenn man die Hand nur ins Wasser zu tauchen brauchte, um sie voll Silber wieder emporzuziehen?“ ließ sich eine Stimme an seiner Seite hören. Er blickte sich um; da stand Delphine in einem lang schlappenden, weißen Kleide, mit einem schwarzen, leichten Tuch achtklos über Kopf und Schultern geschlagen, matt und lustlos auf den Arm ihres Vaters sich stützend. Auch sie schien, wie in Silber gehüllt, einen Lichtglanz zu verbreiten.

„Ja“, sagte er, vergebens nach einer besseren Antwort suchend, „es ist ein herrlicher Abend.“

„Wir wollen ein wenig auf- und niedergehen, Papa, es ist, als wenn mein Geist in diesem feenhaften Lichte sich zu neuem Fluge ausschwingen wolle.“

„Sollte es nicht besser sein, Phinchen, uns ein wenig still niederzulassen? Du bist noch nicht ganz wohl.“

„Nein, Papa, aber du mußt nicht mit mir reden, es ist, als wenn der Geist über mich kommt; las uns weiter gehen!“

Alfred starzte ihr bewundernd nach; konnte man sich eine schönere und mehr ätherische Gestalt denken? Sie gingen ein paar Mal auf und ab; er sah, wie sich ihre Bilder nach oben richteten, wie sich ihre Lippen bewegten. Endlich ließ sie sich in einen Sessel nieder und Alfred trat näher.

„Sie werden mich lächerlich finden“, sagte sie mit gesenkten Augen, „aber wenn die Einigung kommt, kann ich ihr nicht widerstehen.“

„Über mir können wir wieder zur Erde zurückkehren, nicht wahr, Phinchen?“

„Können wir denn nicht aus Ihrem Mund vernehmen, was Sie in dieser Nacht bewegt?“ fragte Alfred etwas pathetisch.

„Nein, es liegt in meinem Kopfe bewahrt. Worte würden die Kraft der Einigung ab schwächen. O, Papa, wären wir nur erst wieder in Soverabaya!“

„Du machst Herrn Terleulen neugierig, liebes Kind!“

„Ist es ein Gedicht?“ fragte Alfred.

„Sie verneinte Kopfschütteln.

„Meine Frage war doch nicht unbescheiden?“

„O nein, aber ich spreche nicht gerne von meinen intimsten, heiligsten Gedanken.“

„Komm nur heraus damit, Phine, unser Freund darf es wohl hören.“